



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Société de Rome.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Société de Rome.



ir haben abichtlich den Titel des Buches, welches der angebliche Graf Paul Basili veröffentlicht, nicht deutsch wiedergegeben, weil das Buch etwas so vollständig Französisches ist, daß eine deutsche Umschreibung oder Übersetzung einen ganz falschen Begriff erwecken müsste.

Freilich würde man dem Buche Unrecht thun, wenn man es als das Werk eines einzigen Verfassers ansehen und demgemäß diesem Manne dies oder jenes nachrühmen oder vorwerfen wollte. Es ist vielmehr — ebenso wie die früher unter derselben Firma erschienenen Machwerke La société de Berlin und La société de Vienne — eine Sammlung der verschiedensten Materialien, die, nachdem sie vollständig eingegangen waren, einer Redaktion unterworfen wurden, welche es allerdings verstanden hat, dem Ganzen eine gewisse oberflächliche Einheit und Übereinstimmung zu geben, die auf den ersten Blick täuschen kann, ohne jedoch näherer Prüfung Stand zu halten.

Nur zwei Eigenschaften sind den verschiedenen Verfassern wie dem Redakteur eigen, Eigenschaften, welche es nützlich ist festzustellen, damit nicht etwa gläubige Seelen irgend einer in dem Buche vorkommenden Behauptung oder gar den politischen-klerikalen Ausführungen über das Verhältnis des Papsttums zum Königreich Italien eine andre Art von Glauben beimessen, als den Kriegsberichten des Herrn Wippchen.

Erstens hat weder einer der Mitarbeiter noch der Redakteur eine Ahnung von den wirklichen Verhältnissen in Rom oder überhaupt auch nur die geringste Kenntnis von italienischer und päpstlicher Geschichte; denn daß einige wenige Klatzgeschichten, wie sie ein Gesandtschafts-Attach  in den Mußestunden seiner angestregten amtlichen Thätigkeit zu hören bekommt und weiter erzählt, mehr oder weniger richtig wiedergegeben sind, wird man für keine wirkliche und ernsthaftige Kenntnis ausgeben wollen.

Was soll man z. B. dazu sagen, daß S. 250 und 251 nicht weniger als fünfmal Dracoveli statt Araceli zu lesen steht? St nde es einmal da, so würde man nicht an eine geradezu ungeheuerliche Unwissenheit, sondern nur an einen Druckfehler denken, aber fünfmal! Daß auf derselben Seite der Jupitertempel auf Araceli statt bei dem Balaste Caffarelli auf der andern Höhe des Kapitols steht, wollen wir nicht hoch anschlagen, weil der Redakteur wahrscheinlich einem Reisehandbuche folgt, welches verfaßt war, ehe die Unterbauten des Tempels entdeckt wurden. So nimmt es denn auch weiter nicht Wunder, daß

San Paolo fuori le mura a été rebâtie par Pie IX, während bekanntlich bereits Gregor XVI. im Jahre 1840 das Querschiff und den Hochaltar eingeweiht, unter Pius IX. dagegen nur die letzte Vollendung stattgefunden hat.

Am ärgsten ist aber wohl, was über das Konklave des Jahres 1878 auf S. 92 erzählt wird. Es heißt wörtlich: *Jamais conclave ne fut plus court, Le Saint-Esprit ne se fit pas longtemps prier. Dès le troisième jour il désigna Joachim Pecci après d'insignifiantes hésitations. On connaît l'histoire. Au premier tour, sauf quelques voix perdues, trois noms se détachèrent: ceux des Em^{ms} Billio, Pecci, Franchi. Au second tour, même divisions, avec augmentation de Pecci. Les choses menaçaient de traîner en longueur, quand le cardinal Bartolini . . . indiqua à Franchi la procédure à suivre. Celui-ci, au moment du troisième tour, alla s'agenouiller devant Pecci, qui fut ainsi élu par ce qu'on nomme l'accession. Von dieser ganzen Erzählung ist kein einziges Wort wahr. Das Konklave dauerte nicht drei, sondern zwanzig Tage, und Leo XIII. wurde nicht durch das Accessit Papst, sondern mittels einer einzigen Abstimmung, aus welcher er mit vierundvierzig von einundsechzig Stimmen hervorging! Bisweilen glaubt man in der Harmlosigkeit, mit der der unglaublichsten Unwissenheit Ausdruck gegeben wird, die Naivität zu erkennen, die manchen schriftstellernden Damen eigentümlich ist, wenn sie eine historische Thatsache verarbeiten, so z. B. S. 451, wo der große Konsul Aetius, nach dem Coccapieller sein Journal Ezio II. benannt hat, der Sieger in der Schlacht auf den Catalaunischen Feldern, kaltblütig un célèbre tribun genannt wird.*

Bei derartiger Unwissenheit wird es nicht Wunder nehmen, wenn S. 251 von dem bekannten wunderthätigen Bambino in der Kirche Araceli behauptet wird, er würde nicht mehr zu Kranken hingebacht, weil ihn eine Mutter einmal unterschlagen und nicht zurückgegeben habe, so daß er genötigt gewesen sei, ein Wunder für sich selbst zu thun und sich ohne menschliche Beihilfe an seiner gewohnten Stelle einzufinden. Der Berichtersteller, dem diese Geschichte verdankt wird, hatte den in Rom stadtbekanntem Vorgang mißverstanden: eine Mutter hatte ihn allerdings, um seine Heilkraft länger zu benutzen, bei sich behalten und dafür eine andre Puppe zurückgegeben; der Betrug wurde zuerst nicht bemerkt, und der Bambino — das ist die Pointe der Sache — heilte, obgleich unecht, ruhig weiter, bis endlich die Wahrheit ans Licht und der echte in die Kirche zurückkam. Und wie lange muß sich der Gewährsmann für diese Baminade in Rom aufgehalten haben, wenn er den Wagen, der den Bambino zu den Kranken bringt, mit seinem grünen Teppich über den Wagenschlag hängend, nicht hat auf dem Kapitolsplatz halten sehen!

Unzählige andre Einzelheiten: was über Herrn von Schlözer berichtet wird, daß aus Hölderlin und Platen Hoderlin und Plater (S. 463) geworden sind, daß im deutschen Botschaftshotel eine École allemande für Malerei existirt, analog der

École française in der Villa Medici (S. 510), Weinhandlungen spacei statt spacei di vino heißen, u. s. w. übergehen wir.

Der zweite Grund, weshalb der angebliche Basili weder Glauben noch Beachtung verdient, ist der Haß gegen Deutschland, der nicht nur da zu Tage tritt, wo er teils alberne, teils verleumderische Äußerungen über deutsche Diplomaten u. s. w. macht, sondern auch dem ganzen Buche die Stimmung verleiht, aus welcher es verstanden sein will. Von diesem Standpunkte aus beurteilt oder vielmehr verurteilt er die italienische Politik und die hervorragenden Männer Roms. Als klassisches Beispiel sei hier das angeführt, was er über den ehemaligen Minister Bonghi sagt, einen sehr gewandten und unendlich schreibseligen Journalisten, der zwar keine ernstesten Kenntnisse auf irgend einem Gebiete besitzt, aber seine Unwissenheit durch blinde Vorliebe für Frankreich und Feindschaft gegen Deutschland gut macht. Von ihm heißt es S. 30: *La reine prend un plaisir infini à la conversation de ce philosophe(!), de cet érudit(!) de cet esprit si profond et si divers à la fois, allié au sens le plus juste et le plus droit qui soit au monde.* Aber glücklicherweise folgt die Erklärung gleich darauf: die Lehren der Geschichte nämlich ont appris à M. Bonghi que l'Italie n'a jamais subi sans danger l'influence allemande et il a dénoncé à l'Europe le péril où Bismarck l'entraîne.

Zum Glück braucht uns der Haß, den das Buch gegen Deutschland atmet, wenig Kummer zu machen, zumal da der Haß gegen Rom und römisches Leben eigentlich noch größer ist. Die Pensionäre der École de France leiden in der Villa Medici an unheilbarer Langeweile, die römischen Salons sind teils schwer zugänglich, teils bieten sie nur sehr geringe Annehmlichkeiten, die römischen Damen haben zwar schöne Diamanten, verstehen aber schlechterdings nicht sich anzuziehen — kurz, Rom ist nun einmal nicht Paris!

Man sieht, von irgend welchem Verständnis dessen, was alljährlich unzählige Fremde nach Rom zieht, ist keine Rede. Rom ist eine Stadt wie jede andre, in die man geht, um sich zu zerstreuen, wie der Provinziale aus Lyon nach Paris. Daß Leute, die mit solchen Anschauungen nach Rom kommen, die Stadt nicht gefällt, kann man leicht verstehen.

Von den wirklichen Verhältnissen in der römischen Gesellschaft hat Basili — der Kürze wegen brauchen wir diese Bezeichnung — keine Ahnung. Die Schwierigkeit, in manche Salons zu gelangen, und die Langeweile, welche er und seinesgleichen darin empfunden haben, haben freilich ihren guten Grund.

In den Zeiten des päpstlichen Regiments standen eine Anzahl Salons den Fremden mit einer Gastfreundschaft und Herzlichkeit offen, die unzählige Besucher Roms rühmend anerkannt und in dankbarer Erinnerung bewahrt haben. Aber freilich wurde auch etwas von den Fremden erwartet, und Leute, die lediglich zum „Amusement“ nach Rom kamen, waren nicht sehr angesehen; vor Franzosen hatte man im großen und ganzen einige Scheu. So liebenswürdig sie im

eigenen Lande sind, so unangenehm wissen sie sich nur allzuoft im Auslande durch ihre Geschwätzigkeit, Indiskretion und die Neigung, harmlose Dinge mißzuverstehen und entstellt weiterzuerzählen, zu machen.

Dazu kommt bei den Franzosen eine Eigenschaft, die man in einer demokratischen Gesellschaftsbildung, wie sie das heutige Frankreich darstellt, am wenigsten erwarten sollte, nämlich ein ungemessener Adelsstolz. Sie machen sich zwar, wie der angebliche Vasili, über den Adelsstolz anderer Völker lustig, hegen aber in petto eine Überzeugung, die einen manchmal äußerst grotesken Ausdruck findet. Denn nicht nur sind die Franzosen jedem andern Volke überlegen, sondern auch der französische Adel ist etwas ganz anderes als jeder andre Adel: im Grunde noch immer dieselbe Anmaßung, mittels deren Ludwig XIV. bestimmte, daß fremde, nicht souveräne Fürsten ihren Rang erst nach denjenigen französischen Prinzen und Herzögen einnehmen sollten, welche die sogenannten honneurs du Louvre genossen, ja daß die Prinzen französischen königlichen Geblüts nur mit auswärtigen Souveränen auf derselben Stufe stehen sollten.

In Rom lachte man über derartige Adelsansprüche, die kein Franzose im eignen Lande mehr laut werden läßt, während das Ausland gut genug dafür erscheint, auch die wunderbarsten Ansprüche auf Verehrung und Bewunderung dankbar entgegen zu nehmen. Als der Herzog von Mouchy im Winter 1869 nach Rom kam und für seine Bedürfnisse nirgends genug gefeiert wurde, begriffen die Römer gar nicht, was er eigentlich wollte, bis sie zuletzt die Erklärung darin zu finden glaubten, daß er die Prinzessin Anna Murat, Enkelin des Königs Murat, geheiratet hatte. Eine seiner Hauptthaten war es, sich tödtlich darüber beleidigt zu fühlen, daß ein ehrwürdiger Mann aus der höchsten römischen Aristokratie, als er Mouchys Besuch erwiederte und ihn nicht in seiner Wohnung traf, seinen Namen, weil er seine Karten vergessen hatte, auf ein Stück Papier geschrieben hinterließ. „Ist ihm denn ein Autograph meines Lithographen so sehr viel wertvoller als mein eignes?“ fragte der alte Herr, dessen Ahnen Jahrhunderte lang Fürsten waren, ehe Murat in Cahors bei seinem Vater Teller wusch, und als die Noailles, ehe ihr Mannesstamm (im Jahre 1449) erlosch, wie die Franzosen sagen würden, petits hobereaux de province waren.

Ferner herrschte in der römischen Gesellschaft ein Vorurteil, welches einem Vasili unerklärlich sein muß: bei den Damen sah man mehr auf Natürlichkeit, im Wesen ebenso wie in der Toilette — bei den Männern auf Kenntnisse und Leistungen. Es galt für die ersteren nicht für notwendig, die allerneueste Pariser Mode mitzumachen, und — unfaßbar für Vasili — selbst die Gelehrten waren salonfähig. Niebuhr hatte die beste Erinnerung hinterlassen, Harry von Arnim galt für einen uomo poco serio. Die bloße äußere Lebensstellung eines Mannes, ob durch sein Amt oder durch seine Geburt bedingt, schloß in dieser,

hinter Paris so weit zurückgebliebenen Geselligkeit noch nicht aus, daß man anh rte, was er zu sagen hatte. Vor allem aber war ein gewisser nordischer Übermut verhaßt: als Harry von Aruin in den innern Hof des Vatikans zur Audienz fahren wollte, und die Schweizer ihre Hellebarben vor seiner Equipage kreuzten, weil er in einem Einspanner saß, und nur Zweispanner, der herrschenden Etikette gemäß eingelassen wurden, befahl er seinem Kutscher, das Pferd nötigenfalls zu opfern und gewaltsam einzufahren. Er setzte seinen Willen durch, aber gewonnen hat er bei den Römern damit nichts.

Kein gr oerer Abstand war denkbar als zwischen der ruhigen Würde der R merinnen und der beweglichen, unruhigen Anbetungsbed rftigkeit der Französinnen — ein Kontrast, den ein Franzose mit dem Bilde der englischen Fuchsjagd verglich, wie sie bei den Ruinen der Wasserleitungen der Campagna vorbeiging.

Daß die Zugänglichkeit römischer Salons geringer geworden ist, darin hat Basili recht, ohne jedoch den Grund zu ahnen. Dieser liegt nicht bei den Römern, sondern bei den Fremden.

Früher fehlte ein Hof — da die Kurie natürlich keine eigentliche Geselligkeit pflegte —, und die großen römischen Familien sahen es als ihre Pflicht an, ebenso wie sie ihre Villen und Museen fremden Besuchern öffneten, in ihrem Hause jeden, der Beziehungen zu ihnen angeknüpft hatte, zu empfangen. Natürlich war aber der Kreis dieser letzteren gegen heute beschränkt, wo kein Gesandter es wagen kann, irgend einem in seiner Heimat hoffhigen Landsmanne die Vorstellung am Hofe abzuschlagen. Diese ganze vorgestellte Gesellschaft führt nun zu den großen römischen Familien herum, giebt Karten ab und nimmt es entsetzlich  bel, wenn diese nur wiederum durch Karten und nicht durch Diners und Blle erwidert werden.

Wollte die römische Aristokratie auf diesen Verkehr eingehen, so könnte sie einfach ihre Paläste verlassen und irgendwo anders hinziehen; so groß ist die Zahl der Fremden geworden, die sich kürzere oder längere Zeit in Rom aufhalten. Und wo liegt eigentlich der Rechtsgrund für alle diese Ansprüche, die den auswärtigen Gesandten fortwährend die bittersten Stunden und die schwierigsten Vermittelungen verursachen? Als der Fürstin Pallavicini, die Basili in diesem Zusammenhange besonders energisch tadelt, vorgestellt wurde, sie müsse die oder jene Dame empfangen, weil die Königin es thue, erwiderte sie einfach: Donna Margherita di Savoia   regina d'Italia e deve fare da regina: io sono Donna Carolina Pallavicini e faccio quello che voglio io.

Die Fremden übertragen ohne weiteres die heimischen Ansprüche auf Rom, aber alle Einrichtungen nordischer Hoffhigkeit und Hofgesellschaft sind auf anderm Boden erwachsen und haben nichts mit den Zuständen gemein, wie sie in Rom durch jahrhundertelange Überlieferung ausgebildet und eingebürgert sind. Die feudalen Gesellschaftsverhältnisse des Mittelalters haben ihre Spuren

noch weit in die neue Zeit hinein erstreckt: große Damen in Rom haben gern einen Kreis genau bekannter, täglich wiederkehrender Freunde um sich und ziehen eine derartige Unterhaltung häufig genug dem Herumjagen von einer Gesellschaft in die andre, ja dem Auftauchen stets neuer Gesichter in ihrer Umgebung vor.

Dazu kommt etwas andres. Es ist gewiß schön, eine Jungfrau, welche die Höhe des Lebens überschritten hat und mit gereifter Erfahrung — sagen wir z. B. nach Erlangung einer Hofdamenpension, denn Rom ist das Paradies der Hofdamen — in Rom den frischen Eindruck wiedergeben zu hören, den die Ruinen und was mit ihnen zusammenhängt, auf ihr Gemüt machen; aber einmal hat man das auch sonst schon gehört, und dann haben die Römer wunderbarerweise nicht die geringste Vorliebe für einzelne Damen. Es mag das mit der barbarischen Gewohnheit zusammenhängen, Mädchen, die sich nicht verheirateten, ins Kloster zu schicken; jedenfalls ist es Thatsache, daß man zu der römischen Gesellschaft so gut wie niemals Damen traf, die nicht verheiratet und nicht mehr da marito waren, ein Zustand, der übrigens — und das erhöht das Erstaunen der Römer über einsam in der Welt umherirrende Damen — bei Engländerinnen erst in vergleichsweise sehr hohem Alter und bei Deutschen wenigstens in Rom erheblich später einzutreten pflegt als in der Heimat.

Wer fremdes Leben mit so wenig Verständnis ansieht wie Basili, dem sollte man es eigentlich nicht übel nehmen, wenn er boshaften Klatsch darüber mit besonderem Behagen verbreitet, zumal da die Richtung der modernen französischen Literatur ein für weitere Kreise bestimmtes Buch nur dann genießbar erscheinen läßt, wenn es mit derjenigen Würze ausgestattet wird, welche die Verfasser des *Chevalier de Faublas* oder der *Liaisons dangereuses* anwandten, bis sich zuletzt ein Künstler fand, der die Sache in ein System brachte und zu einer Familiengeschichte verarbeitete, von der wir Ausländer in unserm mangelhaften Verständnis für französische Vortrefflichkeit nur hoffen können, daß sie auf Frankreich beschränkt bleiben und keine Verbreitung über dasselbe hinaus finden möge. Man kann nicht sagen, daß Basili's Klatschgeschichten belustigend oder gut geschrieben wären, sie sind vielmehr so langweilig wie nur möglich, aber sie sind so beschaffen, daß Mathilde Serao, wie Basili S. 15 klagt, als sie zuerst in einer Zeitschrift erschienen, sie als diffamation, pornographie, calomnie bezeichnet hat.

Die Betrübniß, die Basili hierüber empfindet, kann man ihm nicht verübeln. Hätten die Damen der römischen Gesellschaft das übel genommen, was er über sie geschrieben hat, so würde es ihn wahrscheinlich kalt gelassen haben — aber Frau Serao! Um die unwiderstehliche Komik der Sache, an der mit das Beste ist, daß wir ohne Basili's Klage gar nicht wüßten, was Frau Serao über ihn gesagt hat, begreifen zu können, muß man sich vergegenwärtigen,

daß Frau Serao mit einigem Erfolge Zola nachahmt, nur muß man gestehen, daß sie sehr viel weniger Talent, Fleiß und Lebenskenntnis besitzt als ihr Herr und Meister, wenn sie ihn auch, wie wir gern anerkennen, in der Abwesenheit jedes Schamgefühls weit hinter sich läßt.

Am unangenehmsten ist uns die Art, wie Basili mit dem Papste umgeht. Was er über seine Politik sagt, kann man wohl ruhig auf sich beruhen lassen, denn seine Behauptung, er, Basili, gehöre zu den wenigen, denen es geglückt sei, de pénétrer dans la mystérieuse intimité de Léon XIII., wird außer bei dem angeblichen jungen Freunde, zu dessen Belehrung er seine erbaulichen Bücher verfaßt, wohl nur ein mitleidiges Lächeln erregen; aber wenn er sagt: Les curés, qui ne sont pas de Rome, l'appellent volontiers, dans le laisser aller des „suites de conférences“ le Pape Voltaire — die geistreichen Bemerkungen, welche er hieran knüpft, übergehen wir —, so darf man, glauben wir, daran erinnern, daß kein Mann bei der bessern italienischen Geistlichkeit in höherer Achtung steht als der jetzige Papst. Typisch ist uns dafür in der Erinnerung ein einfacher, alter Priester geblieben, der zu der täglichen Gesellschaft des Kardinals Pecci gehört hatte, als derselbe noch in seinem Erzbistum Perugia residirte, und bald, nachdem er Papst geworden war, eine Audienz bei ihm hatte: Ebbi paura, sagte er mit Thränen in den Augen, di aver perduto molto, quando Gioacchino Pecci divenne Papa: ma ecco, ho ritrovato un vecchio amico e veduto un gran sovrano.



Neues von Anzengruber.

1.



seit vielen Jahren hat die dramatische Muse Ludwig Anzengrubers — wohl die kräftigste der Gegenwart — geschwiegen, und die literarische Welt begann nachgerade, sich daran zu gewöhnen, seinem Namen wie dem so vieler andern Dichter, die auf den Ertrag ihrer Feder angewiesen sind, alljährlich zur Weihnachtszeit auf dem Titelblatte irgend eines neuen Dorfromans zu begegnen. Ohne Zweifel haben diese Romane nicht wenig dazu beigetragen, den Ruhm des Dichters in breitere Kreise des deutschen Volkes zu tragen, als es seine Dramen vermochten. Der Roman als solcher ist auch in den Leihbibliotheken jener vielen kleinen Städte aufgestellt, die kein ständiges oder kein Theater überhaupt besitzen, und der Dialekt Anzengrubers ist, wie jeder Dialekt, geschrieben leichter zu verstehen als gesprochen; Dramen hingegen werden gar nicht gelesen. Anzengrubers An-